

SARAH  
CROSSAN

dtv  
ebook

# BREATHE

FLUCHT NACH SEQUOIA

## BEA

Manchmal wünschte ich, ich würde an Gott glauben wie die Leute vor dem Switch. Die Gewissheit, Teil eines großen Plans zu sein und darauf zu vertrauen, dass es mit den Menschen nach ihrem Tod erst richtig losgeht, das muss wirklich tröstlich gewesen sein. Aber selbst wenn meine Eltern jetzt an einem besseren Ort sein sollten, könnte auch Gott die Uhr nicht einfach zurückdrehen. Und genau das möchte ich. Die Möglichkeit, meine Eltern zu umarmen, ihren Geruch einsaugen zu dürfen.

Meine Sehnsucht nach Quinn habe ich mal für das gehalten, was gemeinhin als gebrochenes Herz bezeichnet wird. Ich hatte ja keine Ahnung. Jetzt frisst es mich von innen auf.

Quinn, Jazz und ich folgen einer alten, unter Schneematsch und Eisklumpen begrabenen Eisenbahntrasse, die vom Hain in die Innenstadt führt. Von dort aus wollen wir dem Fluss westwärts folgen. Ich habe die alte Landkarte, die Gideon mir kurz vor meiner Flucht aus der Kuppel zugesteckt hat, und Jazz hat auf einen Punkt

gedeutet, den sie für Sequoia hält. Wir müssen ihr glauben, uns bleibt keine andere Wahl.

Quinn legt einen Arm um meine Schultern und drückt mich. »Vielleicht sollten wir mal eine Pause einlegen«, sagt er. Er muss mein Keuchen hinter der Atemmaske gehört haben, aber hier ist kein guter Ort zum Rasten. Die Temperatur sinkt so schnell wie die Sonne, es wird Zeit für einen Unterschlupf, doch die umliegenden Gebäude sehen unter ihrer Graffitischicht extrem einsturzgefährdet aus. Ich schüttele den Kopf und ungefragt schraubt er an meinem Ventil, um die Sauerstoffzufuhr durch die Maske zu erhöhen.

Es ist völlig offen, wie lange wir nach Sequoia brauchen werden. Kaum kehrt Quinn mir den Rücken zu, fahre ich auf fünfzehn Prozent zurück.

»Ein Tunnel«, sagt Jazz und deutet auf eine Unterführung, ein paar Hundert Meter weiter vorn. Und weg hüpfte sie, der Schneematsch spritzt in alle Richtungen.

»Pass bloß auf!«, rufe ich ihr nach. Ich ziehe die Karte aus meiner Manteltasche und entfalte sie zum gefühlten hundertsten Mal. »Nach dem Tunnel sollte ein Bahnhof kommen. St. Pancras«, erkläre ich Quinn. Der nutzt den unbeobachteten Moment für eine Umarmung. Unwillkürlich mache ich mich ganz steif.

Er weicht einen Schritt zurück. »Alles okay?«

»Ich wünschte, wir hätten mehr Überlebende gefunden«, weiche ich aus. Ich will ihn nicht beunruhigen und die Asche meiner Trauer könnte er doch nicht wegfeegen, egal was er tut.

»Wir schaffen das«, sagt er. Ich nicke, ziehe mir Old Watsons Kappe tief in die Stirn und lächle dürr.

»Hört auf zu knutschen und *macht hin!*«, ruft Jazz, uns bereits weit voraus. Sie zieht sich die Atemmaske übers Kinn. Sie braucht sie nur hin und wieder, da sie im Hain aufgewachsen ist und ihr ganzes Leben damit verbracht hat, ihren Körper an niedrigen Sauerstoffgehalt zu gewöhnen. Wie ein Kreisel wirbelt sie herum und reckt den offenen Mund himmelwärts. Ihre roten Korkenzieherlocken glühen vor dem verschneiten Hintergrund wie Flammen. Kaum zu fassen, dass wir sie als einzige Überlebende aus dem Schuttberg gezogen haben, der einmal ihr Zuhause war.

Quinn fasst mich beim Handgelenk und zwingt mich, ihm ins Gesicht zu schauen. »Wir sind da bei lebendigem Leib rausgekommen und haben uns gefunden, obwohl nichts unwahrscheinlicher war.«

»Ich wünsch mir einfach nur ...« Ich denke an die leblosen Körper meiner Eltern, an die Blutlache auf der Bühne, als die Krawalle ausbrachen. Ich war alles, was sie hatten, und jeder einzelne Tag ihres Lebens bestand aus Plackerei, nur um die Sauerstoffsteuer abdrücken und mich atmen lassen zu können. Gott sei Dank habe ich Quinn ... aber meine Eltern möchte ich auch.

»Glaubst du, Maude hat's überlebt?«, frage ich.

»Die alte Spinnerin? Na klar. Hat Jazz ja gemeint, oder?«

Ich will gerade einwenden, dass Jazz gar nicht beurteilen kann, wer jetzt genau davongekommen ist und wer nicht, als ein schriller Schrei erschallt, gefolgt von einem Aufschlag.

Wir fahren herum. »Jazz?«

Sie ist verschwunden.

Ein Wimpernschlag und Quinn rennt los, ich weit abgeschlagen hinterher. Dann bleibt er stehen, blickt verzweifelt um sich und brüllt nach Jazz. »Hier war sie, genau hier«, sagt er, als ich ihn einhole.

Stille.

Im Zickzack wandern wir die Schienen ab und halten erst vor einem mit alten Plastikresten gespickten Stacheldrahtzaun wieder an, hinter dem alte Bahnwaggons vor sich hin rosten. Vorsichtig nähern wir uns dem Tunnel, rufen Jazz' Namen in die Dämmerung. Nach all dem Horror der letzten Zeit müssen wir mit dem Schlimmsten rechnen.

Ich zupfe mir ein rotes Haar vom Mantel und lasse es zu Boden schweben. »Komm, wir teilen uns auf. Dann finden wir sie schneller.«

»Damit *wir* uns dann verlieren? Vergiss es.« Er nimmt mich bei der Hand und wir spähen in den Tunnel, ohne ihn zu betreten. Das Licht am Ende ist kaum mehr als ein grauer Halbkreis.

»Hast du eine Taschenlampe?«, flüstere ich, damit es nicht hallt.

»Gar nichts hab ich.« Er seufzt und ich berühre mit meinem Handschuh sein Haar.

»Du hast mich. Und zusammen finden wir auch Jazz wieder.« Ich blicke noch mal in den Tunnel. »Aber da drinnen ist sie auf keinen Fall. So weit vorne war sie nicht. Gehen wir zurück.«

Er hält sich einen Finger ans Ohr. »Was war das?«,

fragt er. Doch obwohl ich ganz leise bin, höre ich nichts bis auf meinen Atem und das schwache Gurgeln der Atemgeräte.

Quinn macht kehrt und sprintet die Schienen entlang.

»Pass bloß auf!« Ich laufe ihm hinterher. Quinn stolpert und breitet die Arme weit aus, um nicht hinzufallen. Als ich bei ihm ankomme, sehe ich, wo er beinahe hineingestürzt wäre. Ein Loch.

Ein Kanalschacht, halb bedeckt mit einer schweren Metallscheibe. Quinn packt die eine, ich die andere Seite. Auf drei wuchten wir den Gullydeckel aus dem Weg und lassen ihn scheppernd zu Boden fallen. Und da ist sie, ein paar Meter weiter unten. »Wie lang soll ich hier denn noch brüllen?«, stöhnt Jazz.

»Wir konnten dich nicht hören. Aber jetzt sind wir ja da«, beruhige ich sie. Ich schwinde die Beine in den Schacht.

»Soll das ein Scherz sein?« Quinn zerrt mich zurück.

»Da kann man locker runterspringen«, stelle ich klar. Er schnaubt nur. Ich schüttele ihn ab und schäme mich ein bisschen für meinen eisigen Blick. Er will ja nur nicht, dass mir was passiert.

»Ich springe«, verkündet er. Er setzt sich an den Rand und lässt sich dann ganz vorsichtig hinuntergleiten, um nicht noch auf Jazz zu landen. Dann richtet er ihr die Maske, damit sie besser atmen kann. »Ich heb sie hoch und du ziehst.«

Jazz' geschundenes Gesicht erscheint in der Öffnung. Ich setze mich in den Schnee, packe sie unter den Achselhöhlen und lehne mich zurück, um sie mit meinem gan-